Pamph. Relig.

LIBRARY
JAN 2 1906
UNIVERSITY OF TORONTO

3 1761 09702937 5

Die Materialisierung religiöser Vorstellungen

Eine
religionsphilosophische Studie auf geschichtlicher Grundlage

Von

Lic. theol. **Ernst Bittlinger**

Diakonus und Pfarrer in Stadt Dahme (Mark)

Zur Erlangung der Licentiatenwürde
der theologischen Fakultät zu Jena
vorgelegt

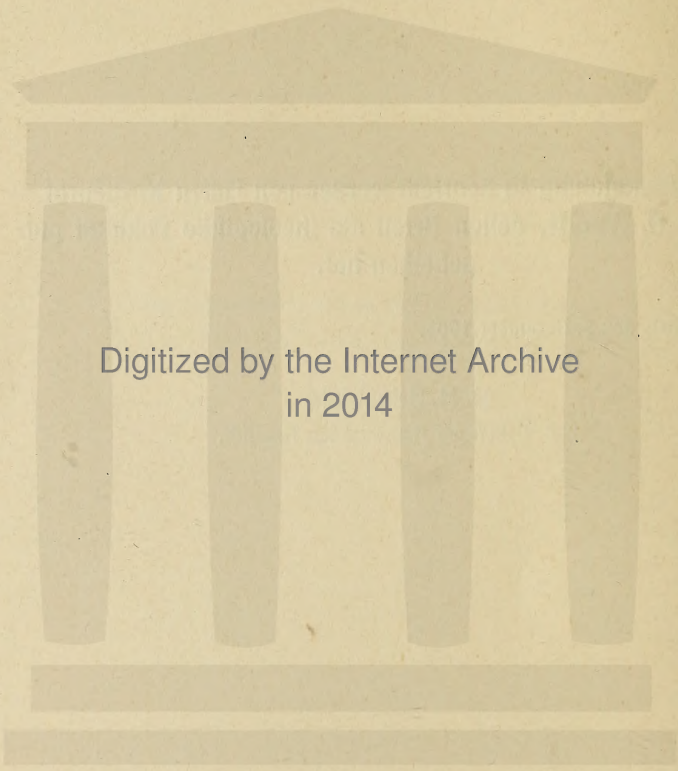
FREIBURG i. B.
Druck der C. A. Wagnerschen Universitäts-Buchdruckerei
1905

Die **vollständige** Arbeit wird im Verlage von
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erscheinen.

Diese Abhandlung ist beurteilt worden von Herrn Kirchenrat Professor D. **Wendt**, dessen Urteil die theologische Fakultät gutgeheißen hat.

Jena, den 5. Dezember 1904.

D. A. Bilgenfeld
z. Z. Dekan der theologischen Fakultät.



Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diematerialisier00bitt

I. Einleitung.

Bedeutung, Wert und Eigenart der alten Hermeneutik.

Angesichts der gewaltigen Leistungen der Hermeneutik, angesichts der großen Fortschritte, der epochemachenden Umwälzungen, die wir auf diesem Gebiete erlebt haben, ist es auffällig, wie wenig Beachtung und Bearbeitung im Verhältnis hierzu die Hermeneutik selbst gefunden hat. Es liegt das wohl daran, daß zurzeit zu vieles einzelne noch im Fluß ist; immer neue Einzelbeobachtungen sammeln sich zu den alten und lassen es zu einer ruhigen Systematisierung nicht kommen. Die Geschichte der Hermeneutik aber ist so gut wie noch gar nicht geschrieben. Es fehlt zu einer solchen noch zu sehr an der nötigen Vorarbeit durch genaue Untersuchungen sowohl der einzelnen Probleme als auch der einzelnen Zeitepochen. Für die moderne Hermeneutik selbst werden diese nicht von besonders großer Bedeutung sein — sie ist von ihrer Geschichte ziemlich unabhängig —, wohl aber für die Geschichte der Religion, für die Geschichte der Frömmigkeit und der Lehre, der Dogmen und der Dogmatik, und für die Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage.

Die Schriftgelehrsamkeit ist von einer ganz eigenartigen Bedeutung für die gesamte antike Kultur, von einer Bedeutung, die wir in unserer Zeit der autoritätslosen exakten Wissenschaft uns kaum noch in ihrer ganzen Größe vorstellen können. Alle Gelehrsamkeit war eigentlich Schriftgelehrsamkeit. Im Bereich der modernen Weltanschauung wird zur Feststellung von Tatsachen nur der wissenschaftlich-sachliche Beweis und der Wahrscheinlichkeitsbeweis der Geschichtsforschung zugelassen. Aber auch für das Gefühls- und Willensleben der Menschen, für die Weltbeurteilung

ist in hohem Maße an die Stelle der statutarischen Autorität das individuell gebildete Gewissen getreten. Für unser religiös-sittliches Leben hat deshalb die Ueberlieferung und das Buch und des weiteren die Hermeneutik nicht im entferntesten mehr die Bedeutung wie für die Antike. Das sind bekannte Dinge; aber man muß sie sich gegenwärtig halten, um der Bedeutung der hier verhandelten Fragen gerecht zu werden. Die Pädagogie der Griechen ruht auf der Autorität des Homer, die sittliche Volksbildung der Juden auf der Autorität von Gesetz und Propheten, das altkatholische Glaubenssystem auf der Autorität der inspirierten Schriften der Christen. Ebenso sehen wir innerhalb des Alten Testaments das erfolgreiche Bestreben, alte Stoffe, um der ihnen anhaftenden Autorität willen, zum Vehikel der eigenen Gedanken zu machen. Die Tradition, die Ueberlieferung ist der antiken Menschheit um der Autorität willen von unermeßlicher Bedeutung. Das Buch, das heilige Buch ist der höchste Wert; eine Versündigung am Buche deshalb die schwerste. Justin d. M. meint z. B., am heiligen Buche etwas zu ändern, sei eine solche Verruchtheit, daß sie eigentlich nicht mehr vorstellbar sei; es sei das schlimmer, als die eigenen Kinder den Dämonen opfern und die Propheten morden (Dial. Kap. 73, Otto S. 265). Wie anders hatten doch die religiös wahrhaft produktiven Zeiten darüber gedacht!

Nun aber fehlte es dem Altertum durchaus an der Fähigkeit und an den Mitteln, sich das Verständnis vergangener Menschen und Zeiten zu erschließen. Zu dem, was wir heute wissenschaftliche Geschichts- und Schriftforschung nennen, ja zu jeglicher vorurteilslosen Auffassung der Ueberlieferung — sobald an ihr das Merkmal der Autorität haftet — war man gar nicht fähig. Weder durfte noch konnte man die Ueberlieferung in ihrem ursprünglichen Sinn auffassen. Man durfte es nicht. Die Gegenwart entwickelte sich ja immer von der autoritätbehafteten Vergangenheit hinweg. Das Neue aber, was in Geltung gekommen war, mußte sich mit den alten Autoritäten zu decken und mit ihrer Hilfe durchzusetzen suchen. Oft ging die Entwicklung sprunghaft, ja gewaltsam vor sich. Neue Autoritäten kamen plötzlich auf; diese, also etwa ein Amos

oder auch Jesus selbst, mußten eigentlich zugleich im höchsten Maße Autoritätenbrecher sein. Hierzu erwies sich selbst Jesus, zunächst wenigstens, nicht stark genug. Auch er ward eine Autorität neben anderen. Man tat dem Genius das möglichst Schlimmste an: man reihte ihn ein, man glich das Neue mit dem Alten aus, man harmonisierte. Das erste Interesse blieb, alle Autoritäten zu retten und nebeneinander in Kraft zu erhalten. Das war ohne eine gewaltsame Hermeneutik nicht möglich. Mit Recht hat deshalb Harnack (Dogm.-Gesch. I² 483) die Schrifttheologie der altkatholischen Väter das stärkste Symptom der eingetretenen Verweltlichung genannt. Die allgemeinere religionsgeschichtliche Wahrheit, welche dieser Behauptung zu Grunde liegt, ist, daß stets der Geist und die geistigen Nachwirkungen der Heroen durch die Ueberlieferung und das Buch neutralisiert worden sind. Man konnte überhaupt kein sachliches Verständnis für die Ueberlieferung haben. Wie man uninteressiert nichts dem Gedächtnis aufbewahrte, sondern alle solche Stoffe, welche kein aktuelles Interesse hatten, der Vergessenheit anheimgab, so stellte man alle vorhandene Ueberlieferung in den Dienst und unter das Interesse gegenwärtiger Bedürfnisse. Man dachte nicht daran, der zeitlichen und örtlichen Umrahmung des einzelnen geschichtlichen Berichtes Rechnung zu tragen. So mußte z. B. ein seßhaft gewordenes Volk das Verständnis für seine Erinnerungen aus der Nomadenzeit verlieren. Maximen wie die: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" — waren unbekannt. Dadurch fehlte es an den selbstverständlichen Vorbedingungen, unter denen allein es möglich gewesen wäre, die biblische Literatur auch nach ihrer Verpflanzung von dem heimatlichen morgenländischen Mutterboden in das seit alters ganz anders geartete Geistesleben des Abendlandes zu begreifen.

Die religiöse Hermeneutik wurde dann noch ganz besonders durch die Eigenart der religiösen Sprache auf Abwege geführt. Sind doch bis heute religiöse Stoffe, neue wie alte, das schwierigste Objekt der Auslegung. Weil die religiösen Erlebnisse die gewaltigsten und die individuellsten sind, so fällt es dem Menschen auch am allerschwersten, gerade für sie einen einiger-

maßen konformen Ausdruck zu finden, durch den er sie auf andere zu übertragen vermag. Gerade die Männer selbst, in denen die religiöse Begeisterung eine einzigartige ungeheure Sprachgewalt erzeugte, die da geredet haben wie einer, der Gewalt hat, und nicht wie die Schriftgelehrten, die Worte hatten gleich feurigen Blitzen und zuckenden Schwertern, gleich Hämmern, die Felsen zerschmeißen, sie haben das am tiefsten gefühlt. Die religiöse Sprache auch des größesten Genies hat etwas Geheimnisvolles, das manchmal bis an die Grenzen des Aenigmatischen geht. Ganz klar freilich bleibt hierbei immer der Unterschied von der unechten Religiosität der Apokalyptik. Während man nämlich dem echten Prophetengeist es deutlich anmerkt, daß er die Dunkelheiten seines Wortes als einen Erdenrest tief empfindet, gefällt sich diese in dem selbst gewählten düsteren Zwielicht. Dennoch, ein mystisches Element ist aller religiösen Rede wesentlich und darum ist sie poetisch durch und durch, ist prägnant und liebt das granum salis, darum ist sie die Sprache der Zeichen und der Bilder, die Sprache der Gleichnisse und der Visionen. Hierzu kommt ferner, daß selbst der kühnste Verkünder neuer Offenbarungen mit dem mitgebrachten Anschauungsmaterial seiner Zuhörer rechnen muß, wenn er ihnen wenigstens einigermaßen verständlich werden will. So groß die sprachschöpferische Kraft Jesu ist, so hat er dennoch vielfach den neuen Wein in alte Schläuche gießen müssen. Er mußte eben mit dem alten Wortschatze arbeiten. So oft in der Geschichte der Religion Neues aufgetreten ist, z. B. auch im Weltanschauungskampf unserer Tage, ist deshalb regelmäßig der Vorwurf erhoben: die Neuerer deuten um; diese Behauptung ist auch jedesmal richtig, aber sie ist kein Vorwurf; denn ohne „Umdeutung" ist die Einführung neuer Gedanken gar nicht möglich. Der Messias und das Reich Gottes des Alten Bundes und des Judentums bedeuten etwas anderes, als dieselben Worte des N. T.; Jesus hat sie mit ganz neuem Inhalt angefüllt. Wie außerordentlich schwer war das aber zu erkennen, sobald später die alten Autoritäten, denen jenes Anschauungsmaterial entnommen war, wieder aufgenommen und als gleichwertig neben die neuen gestellt waren; denn der Begriff der ge-

schichtlichen Entwicklung sowie der Relativität überhaupt war dem Altertum so gut wie fremd. Da mußten später die vergewaltigten alten Ausdrücke und Bilder gegen den neuen Geist reagieren, und viele und starke ataviſtiſche Rückſchläge ſind dadurch mit herbeigeführt worden. So ist es z. B. zwar erstaunlich aber doch erklärlich, wie in der spätjüdischen und in der christlichen Theologie die mythologischen Reste, die sich im A. T. finden, zu neuer Beachtung und Bedeutung und zu neuem Leben kommen.

Letztlich muß noch der Mangel an Kongenialität als schweres Hindernis für eine gesunde Arbeit des antiken Hermeneuten genannt werden. Es ist das freilich ein Mangel, mit dem auch heute noch jeder von uns mehr oder weniger zu kämpfen hat. Aber er hat damals aus verschiedenen Gründen doch noch verhängnisvoller gewirkt als heute. Heute ist man doch wenigstens in der Theorie darüber einig, daß Kongenialität die erste Bedingung einer rechten Auslegung ist. Wir erkennen wenigstens in der Theorie an, daß die religiöse Sprache von einzigartigen Schwierigkeiten bedrückt wird, daß zwischen dem Wort und seinem Begriff, der dahinter liegt, ein Spatium ist, daß nur durch komplizierte Gedankenarbeit überwunden werden kann. Der antike Theologe, welcher keinen Unterschied zwischen Theologie und Religion zu machen gewohnt war, welcher sich deshalb in dieser wie auf einem beliebigen andern ebenen Felde des Wissens erging, sah in den Offenbarungen der heiligen Schriften nicht freundliche Gehilfen, welche einem suchen helfen nach dem lebendigen Gott, sondern er sah darin in sich fertige Erkenntnisse, für jedermann zu beliebigem Abhub bestimmt. Man hatte sehr bald vergessen, daß die Sprache, welche der Geist gesprochen hatte, auch allein nur vom selben Geiste, vom heiligen Geiste verstanden werden könne; man hatte dafür den Besitz der Wissenschaft und die Zugehörigkeit zur Kirche substituiert. Wenn man alle diese angeführten Tatbestände, durch welche die antike Hermeneutik bedingt war, zusammenfassend erwägt und nach Gebühr würdigt, so kann man eigentlich gar nicht erwarten, daß sie anders aussieht, als man sie findet. Freilich, man muß es sagen: Kein Kapitel des antiken Geisteslebens ist so unerquicklich wie das

von der Auslegungskunst. Man spricht mit Recht von der Alchimie der antiken Hermeneutik. Gewiß findet man in zahlreichen Fällen auch gesunde Schriftauslegung und Anwendung. Ein gesunder Schriftgebrauch ist es z. B., wie Justin die christliche Sittenlehre aus Herrenworten, besonders der Bergpredigt belegt (I Apol. Kap. 15, 16ff., 37 a. E.), oder wie er das Pochen der Juden auf ihre Nationalität, auf ihre Abstammung von Abraham zurückweist unter Berufung auf Ez 14 14 16 18 20 18 4 20 V Mos 24 16. Man kann ferner den Scharfsinn der Väter bewundern, mit dem sie oft genug den starken Schein eines Beweises hervorriefen, der den Zeitgenossen dann auch ausreichend imponierte. Haben sie doch z. B. aus dem A. T. das Dasein eines zweiten göttlichen Wesens heraus exegisiert! Indessen alles in allem genommen ist der außerordentlich geringe Wert der alten Auslegungskunst unbestreitbar.

Es gibt eine Hermeneutik, solange es eine Ueberlieferung, sei es eine schriftliche oder mündliche, gibt. Sobald man noch in der Lage ist, ein Ursprüngliches von seiner späteren bearbeiteten Ueberlieferung zu unterscheiden oder es aus dieser heraus, mit Hilfe etwa von Kombinationen mit analogen Berichten, zu rekonstruieren, ist hermeneutische Arbeit zu konstatieren; es ist zu prüfen, welche religiösen Tendenzen in ihr zu Tage treten, und auch, welcher Einfluß von ihr auf die Entwicklung der Frömmigkeit ausgegangen ist. Eine ganz veränderte Sachlage freilich haben wir von da ab, wo die Auslegung nicht mehr naiv und beinahe unbewußt, sondern als schwere Kunst an einem fertigen autorativen Buche geübt wird. Dieser Unterschied ist so groß, daß sich über die antike Hermeneutik zugleich in diesem engeren und in jenem weiten Sinne nur wenige allgemeine Betrachtungen anstellen lassen. Es gibt aber gleichgeartete Beobachtungen, die man von den ersten Quellenbearbeitern des A. T. an bis zu den altkatholischen Vätern machen kann, und es scheint mir sehr wichtig, das zu konstatieren.

Wenn man die unendlich verschiedenen redaktionellen Bearbeitungen und die oft gänzliche Umschmelzung der alt- und

neutestamentlichen Stoffe betrachtet, scheint es gewiß zunächst bedenklich, hier etwas anderes als Willkür, nämlich irgendwelche Technik mit bestimmenden großen Gesichtspunkten, Prinzipien und Tendenzen zu suchen. Man sucht aber doch nicht vergeblich; die absolute Willkür ist meist nur eine scheinbare.

Schlimmer fast noch steht es mit der Hermeneutik der Väter. Die Ketten der Vergangenheit, innerhalb deren sie ihre Gedanken zu denken und ihren Idealen nachzuleben sich mühten, waren noch drückender und enger; um so sonderbarer und gewaltsamer sind deshalb ihre Versuche, sich innerhalb derselben ein wenig Luft und Raum zu verschaffen. Ihre Auslegungskunst hat sich nicht einmal damit begnügt, einen neuen Sinn in alte Worte hinein zu legen, sondern sie hat öfter das, was ihr zu fehlen schien, dem alten Text einfach hinzugesetzt. Ja es ist auch direkt gefälscht worden, z. B. Justin, Dial. Kap. 71, 72, 77. Die Ausdeutung der Texte aber, die Wort- und Gedankenkombinationen sind oft so willkürlich und wunderlich, daß man nicht weiß, worüber man mehr staunen soll, über die Grübelei oder über die Schalkhaftigkeit (z. B. Justin, Dial. Kap. 75). Metaphern werden als solche erkannt, aber falsch gedeutet und falsch bezogen (a. a. O. Kap. 76 zu Dan 2 34). Von Schriftstellen wird einfach behauptet, daß sie sich auf den Messias bezw. auf Jesus beziehen ohne jeden Versuch eines Beweises (Kap. 73). Schilderungen der Vergangenheit werden schlechthin als Weissagungen gedeutet (I Apol. Kap. 47). Vorstehende Aufzählung der hermeneutischen Sonderbarkeiten der Väter macht auf Vollzähligkeit keinen Anspruch. Diese möchte auch bei der mannigfaltigen Willkür, die man hier findet, schwer zu erreichen sein. Dennoch, um der ungeheuren Bedeutung willen, welche die Hermeneutik nicht nur für das Verständnis der Väter, sondern auch und vielmehr noch für das Verständnis des Schicksals der Religionen hat, muß man die sonderbaren Gedanken der Väter nach zu denken versuchen, muß man in dem Chaos ihrer Exegese das Feste aufspüren und was sich, zum ersten, an bewußten Prinzipien und, zum zweiten, an unbewußten Tendenzen, in der Hauptsache also an unbewußter Assimilierung der Tradition an die

eigene Gedanken- und Gefühlswelt findet, aufdecken. Man muß sich dabei, um richtig und gerecht zu urteilen, immer gegenwärtig halten, daß die exegetische Methode der Väter die damals allgemein übliche war. Was man voneinander gewärtig sein konnte, zeigt folgender Vorwurf Justins an Trypho, dem dieser nicht widersprochen hat: . . . διὰ τί μὲν ἓν ἄλφα πρώτῳ προσετέθη τῷ Ἀβραὰμ ὀνόματι, θεολογεῖς, καὶ διὰ τί ἓν ῥῶ τῷ Σάῤῥας ὀνόματι, ὁμοίως κομπολογεῖς. Es gab in der Tat keinen noch so sonderbaren Einfall, der nicht Anspruch auf Beachtung erheben konnte. Weil den Anschauungen der Zeitgenossen entsprechend, ist der Schriftbeweis der Väter auch erfolgreich und durchschlagend gewesen. Uns erscheint z. B. heute der Beweis der Göttlichkeit des Messias und des heiligen Geistes aus dem Pluralis majestaticus der Gottesbezeichnung im A. T. als völlig haltlos. Die damaligen Juden haben ihn sehr ernst genommen; wie wir aus der talmudischen Literatur ersehen, haben sie sich mühevoll dagegen gewehrt; sie waren erschrocken über diese neuen Entdeckungen, wie das Tryphon in seiner Unterredung mit Justin deutlich zu erkennen gibt. Vgl. Dial. Kap. 56 (S. 195) und Traktat Sanhedrin des babyl. Talmud § 93 (Wünsches Uebersetzung Bd. 2, 3 S. 65). Es findet sich hier eine Zusammenstellung von Polemiken gegen die christliche Behauptung der Pluralität im göttlichen Wesen. Die Schriftstellen, um deren Auslegung gestritten wird, sind zum Teil dieselben, welche Justin und Irenäus christologisch verwertet haben.

Ueber die Bedeutung, welche man dem Schriftbeweis, besonders dem Weissagungsbeweis und damit den Leistungen der Hermeneutik beimaß, haben schon der Verfasser des Matthäusevangeliums und andere neutestamentliche Schriftsteller keinen Zweifel gelassen. Ausführlich hat wohl zuerst Justin darüber gesprochen (I Apol. Kap. 30): . . . τὴν ἀπόδειξιν ἤδη ποιησόμεθα, οὐ τοῖς λέγουσι πιστεύοντες, ἀλλὰ τοῖς προφητεύουσι πρὶν ἢ γενέσθαι κατ' ἀνάγκην πειθόμενοι διὰ τὸ καὶ ὄψει ὡς προεφητεύθη ὁρᾶν γενόμενα καὶ γινόμενα, ἥπερ μεγίστη καὶ ἀληθεστάτη ἀπόδειξις καὶ ὑμῖν, ὡς νομίζομεν, φανήσεται. Weitere Ausführungen hierüber finden sich in den Kapiteln 31, 52, 53. Dieser Beweis

war an die Stelle der ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως getreten! Ueber Methoden hat man zunächst wenig reflektiert. Prinzipielle Auseinandersetzungen finden sich nicht. Um so fester hielt man sich an einige überkommene allgemeingültige Regeln, welche auch gelegentlich erwähnt werden. So spricht sich Justin, Dial. Kap. 114 (S. 404) über die τέχνη des τύπος aus. Vgl. dazu M. v. Engelhardt, Christt. Just. d. Märt. S. 272 und Siegfried, Philo von Alexandrien S. 337. Kurze Bemerkungen finden sich hier und da. So behauptet z. B. Irenäus: Nihil alligorizari potest. Er hat freilich nichts weniger getan, als sich danach gerichtet. Clemens Al. sagt: πᾶσα γραφὴ ὡς ἐν παραβολῇ εἰρημένη (Strom. V 575 ed. Sylb.). Der erste, der eine Theorie der Schriftauslegung gegeben hat, ist Origenes. Sie steht im 4. Buch von περὶ ἀρχῶν §§ 8 ff. (ed. Redepenning S. 53 ff.). Sie ist aber sehr mager und einseitig und weit davon entfernt, ein System von Grundsätzen zu geben, wie wir das heute verlangen. Auch Origenes beschränkt sich darauf, die Allegorese zu begründen und zu verteidigen. Die Allegorese ist nach ihm erstens unumgänglich notwendig, um das A. T. zu einem christlichen Buch zu machen; sie ist den Juden gegenüber notwendig. Sie ist ferner für die Polemik gegen die Gnostiker unentbehrlich; denn nur mit ihrer Hilfe kann die Gottheit des A. T. von allem, was Unwürdiges von ihr berichtet wird, befreit und mit dem Gotte des Neuen Bundes identifiziert werden. Die vermeintlichen Skandala, z. B. die Anthropomorphismen in Gen 2 und 4, oder die Unmöglichkeiten der Versuchungsgeschichte Jesu, sind überhaupt ein ganz besonderer Antrieb zu allegorisieren gewesen. Es steht für Origenes ferner dogmatisch fest, daß jedes Schriftwort verständlich sein muß, ja daß man ihm eine spezifisch religiöse Deutung abgewinnen kann. Da ihm nun z. B. die Propheten und die Offenbarung Johannes voller Rätsel und Dunkelheit scheinen, und der bei weitem größeste Teil des geschichtlichen Inhalts des A. T. nach seinem Urteil ein religiös indifferenter Stoff ist, so sieht Origenes in alledem eine Aufforderung zur Allegorese. Zur glänzenden Rechtfertigung seines Verfahrens aber beruft er sich auf den Vorgang des N. T.; auch

dort findet sich schon die Allegorese, z. B. I Kor 9 9 10 4 5 Gal 4 21. Lib. IV 168 (Red. S. 57) hat Origenes seine berühmte Theorie vorgetragen; die Hauptsätze lauten: Οὐκοῦν τρισσῶς ἀπογράφεσθαι δεῖ εἰς τὴν ἑαυτοῦ ψυχὴν τὰ τῶν ἁγίων γραμμάτων νοήματα· ἵνα ὁ μὲν ἁπλούστερος οἰκοδομῆται ἀπὸ τῆς οἱονεὶ σαρκὸς τῆς γραφῆς, οὕτως ὀνομαζόντων ἡμῶν τὴν πρόχειρον ἐκδοχήν· ὁ δὲ ἐπὶ ποσὸν ἀναβεβηκὼς, ἀπὸ τῆς ὡσπερεὶ ψυχῆς αὐτῆς· ὁ δὲ τέλειος καὶ ὅμοιος τοῖς παρὰ τῷ ἀποστόλῳ λεγομένοις, „σοφίαν δὲ λαλοῦμεν ἐν τοῖς τελείοις, σοφίαν δὲ οὐ τοῦ αἰῶνος τούτου, οὐ δὲ τῶν ἀρχόντων τοῦ αἰῶνος τούτου τῶν καταργουμένων, ἀλλὰ λαλοῦμεν θεοῦ σοφίαν ἐν μυστηρίῳ τὴν ἀποκεκρυμμένην, ἣν προώρισεν ὁ θεὸς πρὸ τῶν αἰώνων εἰς δόξαν ἡμῶν", ἀπὸ τοῦ πνευματικοῦ νόμου, σκιὰν ἔχοντος τῶν μελλόντων ἀγαθῶν. Von wirklich praktischer durchschlagender Bedeutung ist diese Dreiteilung bei Origenes kaum; es ist mehr eine gelehrte Konstruktion. Das Wichtige an obiger Ausführung ist nur die Theorie vom mehrfachen Schriftsinn, d. h. in der Hauptsache zum ersten vom wörtlichen und zum zweiten vom allegorischen.

Die Allegorese.

Obige systematische Abhandlung des Origenes über seine Exegese ist nun wohl die Hauptveranlassung geworden, daß fast alle Theologen, welche über die antike Hermeneutik, insonderheit die der Väter geschrieben haben, bei Origenes einsetzen und als das wesentliche Merkmal die Allegorese nennen. So ist es in v. Hofmanns Biblischer Hermeneutik, in Immers und Klausens Hermeneutik des N. T., in Diestels Geschichte des A. T., in Reuß' Geschichte der Heiligen Schriften N. T. Aber auch diejenigen Gelehrten, welche auf die Hermeneutik eines einzelnen Kirchenvaters näher eingegangen sind, haben meines Wissens sich darauf beschränkt, die Methode des Allegorisierens hervorzuheben; so z. B. bezüglich des Irenäus die betreffenden Artikel in den drei Auflagen der H. Pl. Realencyclopädie, Böhringer in „Die Kirche Christi und ihre Zeugen", Ziegler in seiner Abhandlung über des Irenäus Lehre von der Autorität der Schrift, der Tradition und der Kirche. Ebenfalls v. Engel-

hardt, Christent. Just. d. Märt. (S. 272 ff.). — *Allegorese ist die Auffassung einer Schriftstelle als einer Metapher oder einer Allegorie, die von ihrem Verfasser nicht als solche gemeint ist.* Es ist also eine willkürliche Aenderung des Sinnes eines überlieferten Wortes, eine Verkennung der Absicht seines Urhebers. Welche Bedeutung der künstlich hergestellten Metapher bzw. Allegorie dann untergelegt wird, ist gänzlich dem Gutdünken des Exegeten überlassen. Warum z. B. dem Philo die Pflanzen und Früchte des Paradieses — die Denktätigkeit und die Wahrnehmungen, der Regen — die Geistesnahrung der sinnlichen Wahrnehmung, der Garten selbst — die Tugend, Kunst, Philosophie, die Bäume — die einzelnen Tugenden, das Beschauen — die Theorie, das Essen — die Praxis ist, das kann man sich wohl plausibel machen; eine wissenschaftliche Begründung aber läßt sich dafür nicht geben. Die Allegorese ist ein sehr einfaches und darum auch wesentlich einheitliches Verfahren. Verschiedene Arten der Allegorese zu unterscheiden dürfte kaum möglich sein. Bald ist die Gedankenassimilation des allegorisierten Wortes und der untergelegten Bedeutung leicht, bald mühsam zu stande gekommen. Die beiderseitigen Wort- und Begriffselemente sind äußerlich bald mehr, bald minder verwandt. Manchmal z. B. ist die gleiche Zahl das einzige Bindeglied.

Die Allegorese ist von außerordentlicher Bedeutung für die Schriftauslegung der Väter. Das Wichtigste ist wohl dies: *Erstens* haben sie sich so in der Illusion erhalten können, als sei ihre Lehre nichts anderes als eine Entfaltung der Lehre Jesu und der Apostel. Der Bibel war der Mund verstopft. Ihr Zeugnis gegen die fehlerhafte Entwicklung kam nicht zu Gehör. *Zweitens* erklärt sich zu einem guten Teil aus der Allegorese, wie es möglich war, so viele Gedanken der heiligen Schrift auf lange Zeit ganz außer Kurs zu setzen, auszuschalten, zu verdecken. In sicherer Geltung erhielten sich vom Inhalt der Bibel nur die Daten über das Leben Jesu und die Sittlichkeitsregeln. Im übrigen war sie nur der Beweisapparat für die Messianität Jesu und eine Anzahl supranaturaler Dogmen. Also,

es ist zweifellos, die Allegorese ist von großer Bedeutung für die Hermeneutik der Väter und deshalb auch von großem Einfluß auf die Entwicklung der Dogmen. Aber sie ist weder die einzige Beobachtung, die der Forscher an der antiken Schriftauslegung zu machen hat, noch auch meines Erachtens die bedeutendste und folgenreichste. Die Allegorese ist willkürlich geübt; aber diese Willkür mußte sich ganz bedeutende Einschränkungen gefallen lassen. Sie ist mit Bewußtsein geübt worden; sie ist meist ein bewußtes Prinzip, selten eine halbbewußte, nie eine unbewußte Tendenz. Sie ist stets nur κατ' ἀναλογίαν πίστεως zugelassen worden, wenigstens innerhalb der ökumenischen Entwicklung der Kirche. Nur mit Hilfe der Inspiration, des heiligen Geistes kann sie gelingen. So lehrt schon Philo nachdrücklich. Justin sagt zu Trypho (Dial. Kap. 119, Otto S. 424): Οἴεσθε ἂν ἡμᾶς ποτε, ὦ ἄνδρες, νενοηκέναι δυνηθῆναι ἐν ταῖς γραφαῖς ταῦτα, εἰ μὴ θελήματι τοῦ θελήσαντος αὐτὰ ἐλάβομεν χάριν τοῦ νοῆσαι; so spricht Origenes in περὶ ἀρχῶν lib. IV; so haben alle gelehrt. Es mußte deshalb immer erst die Lehre feststehen, ehe man mittelst der allegorisierenden Methode den äußerlichen Beweisapparat aus der Schrift aufzubringen suchte. Eine Wesensänderung der Religion ist daher durch dies hermeneutische Verfahren nicht verhindert, ebensowenig aber veranlaßt worden.

Insonderheit ist es ohne nennenswerten Einfluß auf die ungeheure ständige Tatsachenproduktion im Leben der alten Ueberlieferungen. Diese aber scheint mir die folgenschwerste Störung zu sein, welche die Religion in ihrem Leben, in ihrer Geschichte, ihrer Entwicklung erfahren hat. Die Schöpfung neuer Tatsachen, welche stets neben der Ueberlieferung einhergegangen ist, ist mannigfacher Art und auf sehr verschiedene Weise veranlaßt worden. Es gibt darunter solche Tatsachen, die rein dogmatische Postulate sind, z. B. die Weissagungen ex eventu. Es gibt solche Tatsachen, die ein Produkt des Chauvinismus der Völker sind, z. B. die Abstammung Kanaans von Ham.

Die Materialisierung.

Ein großer Teil aber, ja, es scheint bei weitem der größeste aller Tatsachenproduktion, geht auf Rechnung der antiken Hermeneutik. Es hat durch sie eine umfangreiche und fortlaufende Verdinglichung, eine Materialisierung des überlieferten religiösen Stoffes stattgefunden. In sehr vielen einzelnen Fällen ist der Vorgang schon von den Exegeten beobachtet und gewürdigt worden. Nur hin und wieder hoffe ich, einiges Neue hinzugebracht zu haben. Mein hier vorliegender Versuch soll dahin gehen, den bezeichneten Vorgang — die Materialisierung religiöser Vorstellungen — religionsphilosophisch zu würdigen. Dazu aber ist es nötig, das geschichtliche Material in größerem Umfange zu sammeln und vorzuführen. Daß hier nicht, wie in der Allegorese, eine bewußte Methode vorliegt, braucht kaum gesagt zu werden. Es handelt sich aber meist auch nicht um einfaches oder gar zufälliges Mißverständnis; sondern dasselbe wurde durch eine bestimmte allgemeine Geistesrichtung notwendig gemacht. Aber wiederum erst durch die in ihrem Sinne gedeutete heilige Ueberlieferung gewann diese Halt und Autorität. Es hat eine umschichtige Beeinflussung stattgehabt. Das Prius und das Posterius läßt sich im einzelnen selten mit Sicherheit feststellen. Will man als Historiker den einzelnen Epochen der Geschichte gerecht werden, so muß diese Frage natürlich erörtert und nach Möglichkeit gelöst werden. Diese Aufgabe stellt sich aber die vorliegende Schrift nicht. Hier handelt es sich um Mitarbeit an der überaus wichtigen Frage nach dem Ursprung vieler vermeintlich religiösen Erfahrungstatsachen, die durch zwei Jahrtausende und vielfach noch heute durch Anwendung des Schrift- und Traditionsprinzipes — beides ist im Grunde dasselbe — Anspruch auf Klassizität machen, während doch das moderne religiöse Bewußtsein ihnen diesen unbedingt verweigert.

Am leichtesten ist die Materialisierung da zu erkennen, wo die ursprüngliche Vorlage ein poetisches Gebilde irgend welcher Art ist. In ihrer einfachsten Form stellt sie sich als eine — allerdings erweiterte — Umkehrung der Allegorese dar. Alle-

gorien und Metaphern, aber auch beliebige andere Tropen und Figuren der Rhetorik, die Vergleichung, das Gleichnis, die Hyperbel u. a. m. werden wörtlich genommen. Manchmal werden sie nur aus dem ursprünglichen Zusammenhang genommen, ihrer geschichtlichen Bedingtheit entkleidet; sie werden dadurch zu Rätseln; später neu gegebene Lösungen gelten aber als authentische zugehörige Deutungen.

Symbolische Handlungen erhalten einen Wert in sich selbst. Anthropomorphismen, aus Mythen entstanden, werden von neuem als solche aufgefaßt bzw. wieder zu solchen umgestaltet. Auch andere mythologische Vorstellungen, z. B. von Mittelwesen (Engeln), die bereits ganz oder teilweise zu bloßen Redeformen und Darstellungsmitteln abgeblaßt sind, werden wieder ganz konkret genommen. Personifikationen von Völkern werden zu Individualisierungen; Dichtung wird zur Geschichte. Poetische Personifikationen wertvoller Begriffe werden zu selbständigen Hypostasen. Poetische Exemplifikationen werden als geschichtliche Berichte genommen, Sprüchwörter, welche in konkrete Form gehüllt sind, werden als geschichtliche Berichte genommen. Der Parallelismus membrorum wird verkannt; das führt zu Verdopplungen und sonstigen Irrtümern. Zahlwerte, welche formelhaft geworden sind, werden wieder eigentlich genommen und erzeugen groteske Vorstellungen und wunderliche Spekulationen.

Manchmal kann man verschiedene Etappen der Stoffbildung unterscheiden. Das Gleichnis wird zur Allegorie; die Allegorie dann zur Geschichte. Die visionären Gemälde über Gottesoffenbarungen dienen zuerst dazu, dem Propheten selbst zur Klarheit und zur Herrschaft über sein Erlebnis zu verhelfen und die Hörer in die gleiche Stimmung zu versetzen und sie zum Nacherleben zu befähigen; sie werden dann mehr und mehr Selbstzweck und schließlich leibliche Realitäten. Es gibt Fälle, in denen Poetisierung und Materialisierung der gleichen Ueberlieferung sich mehrfach wiederholt; also die Bildersprache des ursprünglichen Berichtes wird wörtlich gefaßt und so ein neues Faktum geschaffen. Dieses wird wiederum poetisch bearbeitet und der neue Bericht zum zweiten

Male materialisiert. Zu vielen alten Geschichten freilich ist die dichterische Vorlage nicht mehr erhalten; das meiste der Art ist ja untergegangen, verhältnismäßig weniges nur ist in Resten, noch weniger in extenso erhalten; es ist aber viel Grund vorhanden, in vielen alten Berichten Verarbeitungen alter Gedichte zu vermuten. Hat man nun auffällige Wundererzählungen, deren einfaches Hervorwachsen aus einem geschichtlichen Kern nicht wohl annehmbar ist, so ist wenigstens die nächstliegende Hypothese die Annahme eines wörtlich gefaßten Bildausdruckes in Analogie zu ähnlichen beweisbaren Fällen. Manchmal auch hat man Wundererzählungen, und die, allem Anschein nach, entsprechenden poetischen Bilder; aber ein schöpferisches Verhältnis dieser zu jenen läßt sich nicht nachweisen; frappante Analogien indessen fordern dazu auf, ein solches zu konstruieren.

Auch gewöhnliche Redeformen, ohne besonderen dichterischen Charakter, sind in ähnlicher Weise materialisiert worden. Nebensächliche oder minderwichtige Worte von gewöhnlichem, schlichten Sinn werden plerophorisch, emphatisch, massiv, absolut, prägnant genommen. Besonders bei göttlichen Verheißungen ist das geschehen; da man aber die ganze Schrift als Wort Gottes nahm, fühlte man sich auch sonst dazu angeregt. Andrerseits hat man in prägnant gebrauchten Redewendungen das granum salis übersehen, das der Schriftsteller ihnen beigegeben hat, und so den Sinn verschoben. Titel und Namen werden in ihrem Vollsinn genommen und ausgedeutet. Segen und Fluchworte, Wünsche und Drohungen aller Art werden als reale selbständige Mächte genommen, welche direkt das Bestehende ändern und Wunder wirken. Vokabeln und Darstellungsschemata, welche zufällige Träger anerkannter Offenbarungen sind, werden für wesentliche Bestandteile derselben gehalten; spätere Geschichten, die Offenbarungen sein wollen, werden auf diesen Umstand hin, auf solche Aeußerlichkeiten hin geprüft und hiernach gewürdigt und anerkannt bzw. sehr oft auch hiernach ergänzt, falls ihr Offenbarungscharakter aus andern Gründen feststeht.

Ferner: Für uns ist Tatsache eben Tatsache. Abstufungen zwischen Realitäten und Gedankendingen kennen wir nicht. Das

Altertum hat sie aber in ausgedehntem Maße gekannt. Es hat Gedankendinge und Realitäten ständig ineinander gewirrt. Es hat besonders zwischen Seins- und Werturteilen nicht geschieden. Darum gibt es auch innerhalb der Tatsachenberichte noch eine stufenweise Materialisierung. Argumenta ad hominem, Belehrungen, Anweisungen, sittliche Forderungen an einzelne bestimmte Personen werden direkt, ohne weiteres als allgemeingültige Anweisungen, als Ewigkeitsregeln für alle genommen, während in Wahrheit diese erst durch einen längeren Gedankenprozeß aus den konkreten Einzelfällen zu abstrahieren sind. Urteile über bestimmte Menschen zu bestimmten Zeiten werden ebenfalls verallgemeinert. Erzählungen, welche ursprünglich Darstellungsmittel sind, Träger von Lehren, Beweise für die Zuverlässigkeit von Verheißungen, oder das Mittel, Stimmungen zu übertragen — sie können als solche schon sehr gut von vornherein als wirklich geschehen gemeint sein — werden zum Hauptzweck, zum Selbstzweck; sie werden auch ganz neuen Zwecken dienstbar gemacht. Erklärungsversuche von Tatbeständen, Werturteile über dieselben, welche später zugefügt sind, werden als zu ihnen gehörig gerechnet und mit ihnen verschmolzen; die Ueberlieferung wurde dadurch auf die mannigfaltigste Weise alteriert; es fiel z. B. dadurch oft auf manches ein übermäßiger Akzent und manches scheinbar nun Gleichgültige oder Störende wurde ausgemerzt. Bei der Vergleichung von verschiedenen Berichten, von verschiedenen Erzählern unterschied man nicht, was ihnen wesentlich und was ihnen unwesentlich gewesen ist; das hat zu unstatthaften Kombinationen geführt, die manches verschlungen haben; auch zu Verdopplungen kam es so; öfter wurde ein drittes, etwas ganz Neues also, produziert. Als die Schrift dann zum abgeschlossenen Kanon geworden war, galt sie als eine Einheit; nun mußte das neu Hinzugekommene den Auslegungskanon für das Alte abgeben und das Alte hinwiederum für das Neue. Es ist klar, daß die alte Ueberlieferung dabei wegen ihres Umfanges leicht den Löwenanteil empfing; doch trat auch das Gegenteil ein. Viele Gedanken wurden hierdurch zu langzeitiger Ohnmacht verurteilt. Aber anderes, was

längst historisch geworden war, getötet war, erfuhr eine Wiederbelebung. Oft wurde auch hier kombiniert und wurden dadurch neue Vorstellungen erzeugt. Man erkannte nicht, daß dieselben Vokabeln bei verschiedenen Schriftstellern ganz verschiedene Bedeutung haben. Die verschiedenen Begriffsmomente wurden zu einer Einheit zusammengeschmolzen oder aber der eine Begriff wurde dem andern substituiert.

Mehrfach folgt aus den hier kurz charakterisierten Vorgängen zunächst nur eine neue Stoffbildung; daß diese tatsächlich sich meist als eine Materialisierung darstellt, kann erst durch die nachfolgende Arbeit bewiesen werden. Die Materialisierung ist die überwiegende Geistesrichtung der antiken Hermeneutik; es ist auch spiritualisiert worden, aber verhältnismäßig wenig. Da der Vorgang sich in immer neuen Formen von wirklich proteischer Mannigfaltigkeit abspielt, ist eine allgemein gehaltene Beschreibung, wie sie oben versucht ist, sehr schwierig. Beispiele würden der nachfolgenden Arbeit vorgreifen. Indessen das Moment der Einheit ist deutlich vorhanden und es ist stark und wichtig. Ueberall findet sich eine neue Stoffbildung, die sich als Vergröberung der Ueberlieferung deutlich zu erkennen gibt. Man hat also ein Recht, sich einen Terminus dafür zu wählen bzw. zu schaffen. Materialisierung scheint der geeignetste zu sein. Wenn die Tatsachenbildung einmal gar zu schnell und üppig wucherte, wie in der apokryphen Literatur, hat man sich auch schon im Altertum dagegen gewehrt. Man hat die Materialisierung auch durch Allegorese in etwas paralysiert (man vergleiche z. B., was Origenes über die Versuchungsgeschichte geschrieben hat π. ἀρχ. lib. IV). Solange die Entwicklung sich aber allmählich vollzog, Schritt für Schritt, war man unbekannten Mächten preisgegeben, gegen die man sich nicht wehren konnte, auch wenn der Wille dazu stärker gewesen wäre, als er war. Noch einmal sei hervorgehoben, daß es sich natürlich nicht um eine Methode oder ein Prinzip handelt. Man war sich dessen, was man tat, in keiner Weise bewußt. Auch das ist schon oben bemerkt, daß die religiöse Tatsachenproduktion auch noch andere Ursachen hat; aber irgend-

wie mitgewirkt hat die materialisierende Hermeneutik des Altertums dabei fast immer.

Das Gebiet, das sich diese Arbeit abgesteckt hat, reicht von den Quellen des A. T. bis Justin und Irenäus als den Hauptrepräsentanten der sich bildenden altkatholischen Lehre. Das ungeheure Gebiet des A. T. habe ich nur aphoristisch behandeln können; beim N. T. hoffe ich nichts Wesentliches übersehen zu haben; für Justin und Irenäus habe ich Vollständigkeit erstrebt. Es handelt sich nicht um ganz neue Beobachtungen. Aber vielleicht sind einige der aufgezeigten Kombinationen neu, und vielleicht ist auch an einigen Stellen der Versuch geglückt, neue gemeinsame Gesichtspunkte für disparate Stoffe zu finden. Einschlagende wertvolle wichtige Einzelerkenntnisse gibt es in großen Mengen. Die wissenschaftliche Bedeutung z. B. von Holtzmanns Kommentaren zu den Evangelien oder von Gunkels Kommentar zur Genesis scheint mir zu einem guten Teil auch darauf zu beruhen, daß sie der Tatsachenbildung und Materialisierung mit allen Mitteln der Wissenschaft bis ins einzelnste nachgegangen sind. Als durchgehende Richtung der alten Hermeneutik ist die Materialisierung bislang, wie mir scheint, nicht genügend beachtet worden. Doch fehlt es nicht an allerlei Hinweisen. Schon die Apologeten haben im Kampf mit den Gnostikern diesen einige Male ebenso wie übermäßige Allegorisierung auch Ueberspannung des Literalsinnes zum Vorwurf gemacht; aber das sind ad hoc hingeworfene Bemerkungen. Eusebius scheint mir die Verwechslung von Bild und Sache zu kritisieren, wenn er (h. e. III 39, 12[b]) von Papias bezüglich seines Chiliasmus urteilt: ἃ καὶ ἡγοῦμαι τὰς ἀποστολικὰς παρεκδεξάμενον διηγήσεις ὑπολαβεῖν, τὰ ἐν ὑποδείγμασι πρὸς αὐτῶν μυστικῶς εἰρημένα μὴ συνεωρακότα. Die wissenschaftliche Theologie unserer Tage hat natürlich die Sache viel prinzipieller erkannt. Immer sagt in seiner Hermeneutik mit Bezug auf die jüdische Schriftauslegung (S. 29): „Neben der Allegorie und Typik herrschte auch eine buchstäbliche Interpretation, ein Pressen einzelner Sätze und Worte ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Sinn — eine Folge der legalistischen Denkweise." Für die Beurteilung der

talmudischen und midrachischen Schriftauslegung scheint mir aber, soweit ich davon habe Kenntnis nehmen können, dieser Gesichtspunkt noch nicht genügend gewürdigt. Vgl. z. B. Wünsches Vorrede zum Midrasch Schemot Rabba. Auch für die Entwicklungslinie: Heilige Schrift — Haggada — Koran würde eine in diesem Geleise geführte Untersuchung wahrscheinlich von großem Nutzen sein. Richtig hat Holtzmann die Eigentümlichkeit der religiösen Sprache und die aus ihr resultierenden Schwierigkeiten, die zur Materialisierung führten, gewürdigt (Komm. zur Syn. S. 20). „Der religiöse Geist, der die eigentlichen Gegenstände seiner Anschauung im Uebersinnlichen hat, kann nun einmal gar nicht anders tätig sein, arbeiten und sich Ausdruck verschaffen, außer mit Mitteln der Phantasie; eine poesielose Religion wäre eine lebensunfähige Mißgeburt." (S. 191): „Das Verständnis für orientalische Zeichen und Bildersprache ließ damals wohl im Okzident, das Verständnis für die Ausdrucksmittel religiöser Lehrdichtung läßt allenthalben und jederzeit zu wünschen übrig." So ist es. Hinzugefügt muß aber noch werden, um die Bedeutung dieser Beobachtung ins rechte Licht zu stellen, daß das poetische Verständnis heiliger Schriften und das intim religiöse völlig ineinander fallen, daß also, wo jenes fehlt, auch dieses nur ein sehr unvollkommenes sein kann. Pfleiderer bringt hierüber einige kurze treffende Sätze im Vorwort zu seinem Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre: „Gewiß beruht die heute so weit verbreitete Antipathie gegen jede religiöse Begründung des Sittlichen großenteils auf oberflächlicher Verkennung der Bedeutung und Notwendigkeit der Bildersprache für die Religion; aber dieser Fanatismus der geistigen Bilderstürmer ist eben auch heute wieder, ähnlich dem der Reformationszeit, der natürliche Rückschlag gegen die kirchliche Ueberschätzung und eigensinnige Betonung der bildlichen Vorstellungsformen der religiösen Ueberlieferung." Aehnliche Erwägungen liegen wohl den Thesen von Niebergall zu Grunde, die er unter der Ueberschrift: „Die Phantasie und die religiöse Verkündigung in unserer Zeit" (Chr. Welt vom 19. Mai 1904) aufstellt. Die 7. These lautet: „Die religionsgeschichtliche Darstellung der Dogmengeschichte müßte durch eine kulturgeschicht-

liche Behandlung der Bilder und Ausdrucksmittel ergänzt werden, um eine Einsicht in die Herkunft und Bedeutung der überlieferten Bildersprache zu ermöglichen." Auf unser Thema hinweisend sagt Harnack (Dogm.-Gesch. I 325): „Das N. T. hat der enthusiastischen Produktion von Tatsachen einen Damm entgegengesetzt, aber es hat zugleich durch die Grundsätze der Auslegung, die es als eine Sammlung von inspirierten Schriften selbst vorschrieb (Grundsatz der Einstimmigkeit, der unbeschränkten Kombination, der absoluten Deutlichkeit und Suffizienz — Allegorismus) die gelehrte theologische Produktion neuer Tatsachen zur notwendigen Folge gehabt." Das ist wahr und sehr wichtig. Es gilt aber nicht erst vom N. T., sondern auch schon vom A. T. Uebrigens ist hier wie dort neben der gelehrten Tatsachenproduktion auch die dichterische noch geblieben; nur das volle Ansehen konnte sie nicht mehr erlangen; sie war von vornherein als apokryph gerichtet. Ein wichtiger Unterschied ist zwischen A. T. und N. T.: das A. T. band — in der Auffassung der Juden wenigstens — nur das Tun seiner Bekenner, nicht aber den Glauben; es hat keine Dogmatik gezeitigt. Die Hellenisierung aber des N. T. hat eine Dogmatik geschaffen, und diese hat es verhindert, daß auch dem N. T. eine wirkliche Haggada sich anschloß; Ansätze dazu sind reichlich vorhanden gewesen.

Ein wissenschaftlicher Versuch wie der vorliegende muß in hohem Maße mit Voraussetzungen arbeiten. Er wird deshalb nur für den von Wert sein, der ungefähr auf demselben allgemeinwissenschaftlichen Standpunkt steht. Diese Voraussetzungen zu erörtern, ist unmöglich. Denn gerade die allgemeinsten würden da die größesten Schwierigkeiten machen, und wiederum sind sie die wichtigsten. Aus dem Tenor der ganzen Arbeit ergibt sich mit der Durchsicht von Seite zu Seite der allgemeinwissenschaftliche Standpunkt des Verfassers von selbst, nicht nur die geschichtswissenschaftlichen Anschauungen, sondern auch die naturwissenschaftliche Weltanschauung. Nur auf zwei Punkte gehe ich näher ein.

1. Das Ideal der heutigen Geschichtschreibung ist, vergangene Zeiten rein aus sich selbst heraus, voraussetzungslos zu

verstehen. Es ist das ein Ziel, das gewiß nie wieder verrückt werden darf. Aber es wird immer nur relativ erreicht werden können. Denn einmal bleibt der Forscher doch in der Gegenwart stehen und zweitens vermag er die Vergangenheit anderen nur dadurch verständlich zu machen, daß er die Verwandtschaft ihrer treibenden Kräfte mit modernen Motiven und Quietiven ans Licht stellt. Dadurch aber ist er trotz aller ernstlich gewollten Objektivität doch immer der Gefahr ausgesetzt, der Vergangenheit öfter zuviel von der eigenen Lebenskraft abzugeben, und in zweiter Linie auch vom Lebensinhalt. Aus diesen Gründen behält die andere Methode der unverhüllten Messung der geschichtlichen Tatsachen an der Idee daneben ihren Wert. Diese zweite Geschichtsbetrachtung, welche die Vergangenheit direkt auf die Gegenwart projiziert, ist gerade wegen ihrer Eintönigkeit und Abstraktheit das nötige Korrektiv der vielfach heute allein als berechtigt anerkannten Methode. Besonders bei einem Thema wie dem vorliegenden, wo es sich um Ideen handelt, die in strengem Sinne noch keineswegs historisch geworden sind, sondern die noch höchst lebendig sind, so, daß sie noch ständig eine Auseinandersetzung mit sich herausfordern, ist das zu erwägen. Nur bei diesem Verfahren ist es möglich, das Christentum zugleich als Gegenwartsreligion und als geschichtliche Religion aufzufassen und das große Arsenal der Geschichte der thetischen Theologie direkt dienstbar zu machen. Es ist also gewiß auch eine interessante und wichtige Aufgabe, derartige Neubildungen und Stoffschöpfungen als geschichtlich berechtigt, ja unumgänglich zu verstehen und den sehr verschiedenartigen Voraussetzungen und Beweggründen nachzugehen, welche eine Materialisierung herbeiführten. Diese Aufgabe ist hier nicht ins Auge gefaßt.

2. Eine Arbeit wie die vorliegende kann nicht aus einem Gusse sein; sie muß in einzelnen Teilen eingehend, in andern mehr oder minder aphoristisch sein. Sie ist zum Teil nur eine Zusammenstellung und beansprucht als solche nur einen sehr bescheidenen wissenschaftlichen Wert; sie ist nur die Grundlage eingehenderer Forschung in der vorgeschlagenen Richtung und behält die Nachprüfung in manchem einzelnen Falle vor. Wollte man

für jedes einzelne Beispiel einen ausführlichen eindrucksvollen Beweis versuchen, so würden dadurch die einzelnen Fälle so weit voneinander abgerückt, daß dadurch der Totaleindruck verloren ginge. Dieser Arbeit aber liegt es gerade daran, zu zeigen, mit welcher Wucht und Stetigkeit sich die hier aufgewiesene Tendenz in der Religionsgeschichte zur Geltung bringt, welche durchgehende Beachtung diese Beobachtung in der Exegese A. und N. T. bereits gefunden hat, und daß sie dieselbe auch in der Dogmengeschichte bzw. in der christlichen Literargeschichte und auf Grund beider in der Religionsphilosophie verdient.

Die Einteilung der Arbeit in 1. Altes Testament, 2. Neues Testament, 3. christliche Dogmatik erwies sich wegen der allzu disparaten Stoffe als notwendig. Indessen ist sie nicht strenge innegehalten, sondern die Teile greifen ineinander über. Es kommt ja alles darauf an, die Entwicklungslinien möglichst weit auszuziehen — desto beweisender sind sie für das aufgestellte Thema. Mit der Grundlegung der christlichen Dogmatik konnte ich schließen. Denn es ist damit ein in sich abgeschlossener Beitrag zu der großen Frage geliefert, wie ein großer Teil des Stoffes entstand, der heute noch vielfach aber sehr zu Unrecht und zum Schaden der Sache als die eigentliche Substanz der Religion gilt.

II. Das Alte Testament.

Die Art, die Ueberlieferung zu behandeln und sich anzueignen, ist im Rahmen des A. T. und der sich daran anschließenden apokryphen und pseudepigraphischen Literatur äußerst mannigfaltig. Wohl alle auf diesem Gebiet nur denkbaren Strebungen sind vertreten. So finden sich auch Tendenzen, welche zur Materialisierung in Gegensatz stehen. Es findet sich Allegorese und Spiritualisierung. Es ist Allegorese, wenn Jes 51 und anderwärts das mythologische Ungeheuer Rahab als ein Sinnbild für Aegypten genommen wird. Durch allegorische Deutung haben sich die Juden sehr frühe schon das Hohe Lied verständlich und erträglich gemacht. Spiritualisierende Bestrebungen machen sich innerhalb der Ueberlieferung der alten Sagen bemerkbar, und besonders im Ausbau der Gottesvorstellung. Man nehme z. B. die Vorstellung vom Wohnen Gottes, welche das alte Lied I Kön 8 12 verrät (zit. nach Kautzsch):

> Die Sonne stellte er ans Himmelszelt,
> Jahwe selber aber hat erklärt, im Dunkel wolle er wohnen.
> Nun habe ich ein Haus gebaut zur Wohnung für dich,
> eine Stätte zu deinem Wohnsitz für ewige Zeiten.

— und vergleiche sie mit den Ansichten, die Ezechiel vom Wohnen Gottes hat.

Aber von größerer Bedeutung scheint mir die Materialisierung des Ueberlieferungsstoffes zu sein, welche aus diesem ständig neue Tatsachen bildet. Vom ersten bis zum letzten Blatt läßt sich dieser Vorgang beobachten und sehr oft bis zur Evidenz nachweisen. Auch ist sein Einfluß auf die Entwicklung und das Wesen der alttestamentlichen Religion deutlich sichtbar.

Die Grundtatsache aller Religion ist die, daß Gott sich manifestiert, daß er sich offenbart. Worin hat man die Manifestationen der Gottheit in der Geschichte zu suchen? Das ist deshalb für den religiösen Menschen eine Frage von unvergleichbarer Bedeutung. Die Beantwortung dieser Frage aber steht innerhalb des A. T. und steht bis heute unter dem Einfluß der Tatsachenschöpfung durch die Tradition. Gottes Offenbarungen sind mannigfaltig. Vor allem zeigt er seine Macht und seinen Willen. Zur Verkündung des letzteren kennzeichnet er besondere Autoritäten; solche sind z. B. die Propheten. Je nachdem der Mensch dem Willen Gottes sich fügt oder nicht, straft oder hilft Gott. Es ist das Wesen religiöser Stoffe, daß sie um dieser Idee willen erzählt und überliefert werden. Ich will nun an einer Reihe von Beispielen zeigen, wie das Geschehnis sich von der Idee, um derentwillen es überliefert ist, zu emanzipieren sucht, wie es neben derselben eine selbständige Stellung erringt, ja manchmal völlig losgelöst von ihr als Tatsache an und für sich wichtig wird. Es wird sich dabei herausstellen, daß das nur durch eine Umschaffung des Stoffes selbst, nur auf dem Wege der Materialisierung möglich gewesen ist.

Umwandlung der Vorstellungen von der Hilfe Gottes.

Besonders reich an deutlichen Beweisen für diese These ist die Geschichte der Vorstellungen von der göttlichen Hilfe. Mit der zunehmenden Dekadence der Religion sind dieselben ständig massiver geworden. Die alten Vorstellungen sind auch oft sehr derb, ja mythologisch; aber man merkt ihnen doch an, daß es Glaubensvorstellungen sind. Die doppelte Beobachtung, die man hier macht, wirkt zunächst sehr überraschend. Einmal streift der Gottesbegriff seine anthropomorphen Formen mehr und mehr ab. Gott wird weltfremd, wird transzendent, und immer mehr Mittelwesen schieben sich ein zwischen ihn und seine Schöpfung. Andrerseits wirkt Gott immer universaler und direkter. Der gläubige Mensch ist nicht mehr sein Werkzeug; er ist nur noch der Zuschauer seiner Taten. Ich glaube, in der Richtung auf den Pantheismus muß man die höhere Einheit suchen, unter

die sich beide Beobachtungen summieren. Für uns ist hier nur die zweite Tatsache, die zweite Beobachtung von Bedeutung. An der Entwicklung in dieser Richtung hat nun die wörtliche Ausdeutung dichterisch anschaulicher Formen der religiösen Sprache einen großen Anteil. Man kann verfolgen, wie z. B. das Wort des Glaubens „Jahwe streitet für sein Volk" immer wörtlicher und damit äußerlicher verstanden wurde, und wie es schließlich die Quelle vieler abergläubischen Geschichten geworden ist.

Die Dichtung spiegelt treu und deutlich die Wandlungen wieder, welche in der Volksseele vor sich gegangen sind. Man lese einmal zum Zweck der Vergleichung hintereinander Ps 18 und Ps 44. Jener ist alt, vielleicht sehr alt; dieser aus der makkabäischen Zeit.

Ps 18 13—35 37—39 (zit. n. Baethgen):

Der Gott, der mich mit Kraft umgürtet
Und meinen Weg läßt ohne Anstoß sein,
Der meine Füße gleich der Hinden macht
Und mich auf meine Höhe stellt,
Der meine Hände zum Kriege übt,
Daß ehernen Bogen meine Arme spannen.
Du machtest meine Schritte unter mir weit,
Und meine Knöchel wankten nicht.
Ich verfolge meine Feinde und hole sie ein
Und kehre nicht um, bis ich sie vernichtet.
Ich zerschmettre sie, sie können nicht aufstehn,
Sie fallen unter meine Füße.

Ps 44 4 6 ff.:

Denn nicht mit ihrem Schwert haben sie das Land gewonnen,
Und ihr Arm hat ihnen nicht geholfen,
Sondern deine Rechte und dein Arm, und das Licht deines
Angesichts,
Denn du hattest Wohlgefallen an ihnen.
Durch dich stoßen wir unsere Feinde nieder,
Und durch deinen Namen zertreten wir unsere Gegner.
Denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen,
Und mein Schwert schafft mir keine Hilfe.

In der alten Poesie ist noch nicht der theologische Gedanke zu finden, daß Gott anstatt des Menschen wirkt, sondern hier ist die richtige religiöse Vorstellung, aus eigenen Erlebnissen entnommen, daß Gott im Menschen wirkt, daß Gottes Kraft sich in des Menschen Mut und Kraft umsetzt. Die neue Poesie hat einen anderen Geist und Klang. Hier kommt dem Menschen weiter nichts zu als sich ergebender Glaube; alles weitere tut Gott selbst. Es gehört viel quietistische Kurzsichtigkeit dazu, um, wie es geschehen ist, diese Frömmigkeit für die gereiftere zu halten. Nein, es ist Dekadence. Man merkte diesen Niedergang aber hauptsächlich deshalb nicht, weil man an der Vergangenheit keine Kontrolle hatte. Man sprach ja in denselben Worten wie die alte starke fromme Zeit, ja man nahm deren Worte noch wörtlicher und meinte so, daß man ihren Geist auch zwiefältig hätte.

Die Rettung aus der ägyptischen Knechtschaft, besonders durch den Zug durch das Rote Meer, hat in einzigartiger Weise dem Volke Israel zu allen Zeiten als der Beweis seines Glaubens gegolten. „Die Gottestat am Schilfmeer ist das größte und das grundlegende Erstlingswunder in der Geschichte Israels" (Duhm). Infolgedessen hat sowohl die religiöse Phantasie wie auch die geschichtliche Reflexion des Volkes sich ständig mit diesem Ereignis beschäftigt. Wir haben Zeugnisse davon aus den verschiedenen Jahrhunderten und können sehen, wie sich die Auffassung und Auslegung der Ueberlieferung entwickelt hat. Der relativ älteste Bericht, den wir haben, ist ein Gedicht. Sehr merkwürdig ist, daß dieser Bericht im Unterschied von allem, was wir später hören, nicht die Möglichkeit des Durchzugs für die Israeliten als die große wunderbare Rettungstat Jahwes preist, sondern die Vernichtung der Aegypter (Dillmann). V. 8 lautet zwar:

„Durch dein zorniges Schnauben standen die Gewässer, wie ein Damm,
Es stand aufrecht wie ein Wall, was sonst strömte.
Wie geronnen war der Wasserschwall im Meere."

Aber die Absicht dieser Worte ist offenbar nur, zu zeigen, wie Gott dem übermütigen Feinde gleichsam eine Falle stellt. Denn V. 9 fährt fort:

Da dachte der Feind: „Ich will ihnen nachjagen, sie einholen,
Will Beute verteilen, mich an ihnen letzen."

Die Eigenart der angewandten poetischen Hyperbeln ist hier sehr erklärlich. Die spätere Auffassung, welche die Gewässer Dämme bilden läßt, damit die Israeliten hindurchziehen können, ist nicht so begründet; man sieht die Notwendigkeit einer solchen Gottestat nicht mehr ein. Auch der Jahwist scheint es nach V. 24—28 noch nicht anders gewußt zu haben wie das Lied. Die Möglichkeit des Durchzuges scheint zunächst nur als eine göttliche Fügung, also als ein subjektives Wunder aufgefaßt worden zu sein. V. 21 (P.-J. nach Kautzsch) berichtet: „Da reckte Mose seine Hand aus über das Meer, da versetzte Jahwe das Meer die ganze Nacht hindurch durch einen heftigen Ostwind in Bewegung und legte das Meer trocken; da traten die Gewässer auseinander." Die Priesterschrift ist es, welche zuerst in den Worten des alten Liedes redet, diese Worte auf den Durchzug der Israeliten selbst bezieht und die poetische Bildersprache zu einem trockenen prosaischen Wirklichkeitsbericht umschafft. V. 22: „Die Israeliten aber zogen mitten durch das Meer hindurch, wie auf trockenem Lande, während das Gewässer zu ihrer Rechten und Linken einen Damm bildete." V. 29: „Die Israeliten aber zogen durch das Meer hindurch, wie auf trockenem Lande, während die Gewässer zu ihrer Rechten und Linken einen Damm bildeten." Ich gebe in folgendem zuerst einen Ueberblick über das Fortleben dieser großen Gottestat innerhalb der religiösen Lyrik der Israeliten, um dann weitere Schlußfolgerungen daraus zu ziehen.

Jes 43 16:

So spricht Jahve . . .
Der da gibt ins Meer einen Weg, und in starke Wasser einen Pfad,
Der ausziehen läßt Wagen und Roß, Streitmacht und Gewaltige zusammen,
Da liegen sie, stehen nicht auf, sind ausgelöscht, wie ein Docht verglommen.

Jes 51 9 10:

Bist du es nicht, der zerschellte Rahab, durchbohrte das Meerungeheuer?
Bist du es nicht, der austrocknete das Meer, die Wasser des großen Ozeans?
Der da machte Meerestiefen zum Wege, daß hindurch zogen die Erlösten?

Jes 63 12 13:

Er ließ seinen majestätischen Arm zur Rechten Moses gehen,
Er spaltete die Gewässer vor ihnen, um sich einen ewigen Namen zu machen.
Er ließ sie durch Wasserfluten dahinschreiten
Wie das Roß durch die Trift, ohne zu straucheln.

Hiervon abhängig (vgl. Baethgen, Komm. S. 316) Ps 106 9—11:

Er bedräute das Schilfmeer, da ward es trocken,
Und führte sie durch die Tiefen wie durch eine Trift.
So errettete er sie aus des Widersachers Hand
Und erlöste sie aus der Hand des Feindes.
Die Wasser bedeckten ihre Bedränger;
Nicht einer von ihnen blieb übrig.

Ps 66 6:

Er verwandelte das Meer in trockenes Land,
Zu Fuße geht man durch den Strom.

Ps 77 20 21:

Durch das Meer ging dein Weg,
Deine Pfade durch große Wasser,
Und deine Spuren wurden nicht erkannt.
Du führtest dein Volk wie eine Herde
Durch Moses und Aarons Hand.

Ps 78 13:

Er spaltete das Meer und ließ sie hindurchgehn
Und brachte das Wasser zum Stehen wie einen Damm.

Ps 114 3 5:

Das Meer sah ihn und floh,
Der Jordan strömte zurück.
Was ist dir, o Meer, daß du fliehest,
Du Jordan, daß du zurückströmst?

Ps 136 13—15:

Der das Schilfmeer in Stücke zerschnitt —
Denn seine Gnade währte ewiglich —
Der Israel mitten hindurch führte —
Denn seine Gnade währet ewiglich —
Und Pharao und sein Heer ins Schilfmeer stürzte.

Ps 74 13–15:

Du hast durch deine Macht das Meer gespalten,
Hast zerbrochen die Köpfe der Ungeheuer auf dem Wasser;
Du hast zerschlagen die Köpfe des Leviathan,
Hast ihn zum Fraß gegeben einem Volke: Wüstenbewohnern,
Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast ausgetrocknet immer fließende Ströme.

Die Weisheit Salomos bringt dann eine weitere Umsetzung der dichterischen Periphrasierung des Ereignisses in Prosa. Das Ereignis wird damit zum zweiten Male als ein objektives Wunder festgelegt.

Weish 19 6–9: Denn die ganze Schöpfung ward in ihrer Eigentümlichkeit wiederum aufs neue umgeschaffen, um ganz besonderen Befehlen zu dienen, damit deine Kinder unverletzt bewahrt blieben. Man sah die das Lager beschattende Wolke und das Auftauchen trockenen Landes aus vorher dort vorhandenem Wasser: einen unversperrten Weg aus dem Roten Meer hinaus und ein grünendes Feld [, das] aus reißender Flut [emporstieg], durch welches die von deiner Hand Beschützten mit allem Volk hindurchzogen, bewunderungswürdige Zeichen schauend. Denn wie Pferde wurden sie geweidet, und wie Lämmer hüpften sie, dich lobend, o Herr, der sie rettete.

Bei einer Vergleichung drängen sich mehrfache wichtige Beobachtungen auf. Die Vernichtung der Aegypter, einst die Hauptsache, tritt mehr und mehr zurück. Sehr oft wird sie gar nicht erwähnt. Sonst tritt sie wenigstens an die zweite Stelle. Statt der Liebes- und Heilstat wird mehr und mehr die Machttat Gottes gefeiert; man vergleiche hierfür besonders Ps 74 16ff., was man hier dem großen Ereignis an die Seite setzt. Zugleich verliert das Geschehnis seine konkrete geschichtliche Bestimmtheit und wird Ausdruck für die allgemeine Souveränität Gottes über die Natur. Es hat auch schon innerhalb der Poesie eine materialisierende Umbildung stattgefunden. Baethgen macht, wie mir scheint mit Recht, auf die Abhängigkeit von Ps 106 9 von Jes 63 13 aufmerksam; die Weiterbildung, die hier stattgefunden hat, liegt auf der Hand. Aber wirklich fest konnte durch die Dich-

tung keine Form werden. Im Gegenteil, wir sehen, wie ungebunden die Phantasie das eine große Ereignis mit den verschiedensten Bildern vorstellig zu machen sucht. Bald wird das Meer ausgetrocknet, bald wird es gespalten oder in Stücke zerschnitten, bald bilden die Wogen einen Wall, bald fliehen sie davon; einmal scheint der Weg durch das Wasser selbst zu gehen (Ps 77). Fest wurde der Stoff erst durch Umschaffung in geschichtlichen Bericht, wie er Ex 14 und Weish 19 vorliegt. Als Haggada, wie Siegfried meint, dessen Uebersetzung oben wiedergegeben ist, würde ich die Fassung der Weisheit noch nicht bezeichnen. Es liegt in der Hauptsache nur Materialisierung von Jes 63 13 und Ps 106 9 vor. Um den Unterschied klar zu stellen, setze ich die Haggada hierher, die sich aus den verschiedenen literarischen Bearbeitungen des Ereignisses schließlich gebildet hat. Im Midrasch Schemot Rabba, der haggadischen Auslegung des Exodus, heißt es in Par. XXI zu Ex 14 16 (zitiert nach Wünsches Uebersetzung, Lips. 82): „R. Nehorai trug vor: Wenn eine Israelitin durchs Meer ging, ihren Sohn an ihrer Hand führte, und dieser weinte, da streckte sie nur ihre Hand aus und zog einen Apfel oder einen Granatapfel aus dem Meere und sie gab ihn ihm wie es heißt Ps 106 9: Er ließ sie durch die Fluten gehen, wie durch die Wüste. So wie ihnen in der Wüste nichts fehlte, so fehlte ihnen auch in den Fluten (Meerestiefen) nichts. Das ist es auch, was Moses zu ihnen sagte: In den vierzig Jahren war der Ewige, dein Gott, mit dir und es hat dir an nichts gefehlt. Sie hatten keinen Mangel, sondern sie brauchten etwas nur zu erwähnen, und es bot sich ihnen dar (eig. es wurde von ihnen erschaffen). Selbst das, sagte R. Simeon, was sie nicht entbehrten, sondern was einer in seinem Herzen nur dachte, geschah, wie es heißt Ps 78 18: Sie versuchten Gott in ihrem Herzen, Nahrung für sich zu verlangen. Oder: Es hat dir an nichts gefehlt, d. i. es fehlte nichts weiter in der Welt als Buße wie es heißt Hos 14 3: Nehmet Worte mit euch und kehrt zum Ewigen zurück."

Hier ist doch die Kombination sowie überhaupt die freie Tätigkeit der Phantasie des Schriftstellers noch viel willkürlicher. Die

Haggada unterscheidet sich von den, allmählich durch Materialisierung der Ueberlieferung entstandenen Geschichten. Aber sehr groß oder gar prinzipiell ist der Unterschied nicht. Man sieht deutlich, wie die Haggada durch die Entwicklung genau vorbereitet war, und wie sie die natürliche legitime Fortsetzung der seit alters begonnenen Tatsachenbildung ist.

Eine andere sehr alte Haggada, die durch Materialisierung des Textes entstanden ist, gibt es zu Ps 74 14 (s. o.). Es knüpft sich an diese Stelle die talmudische Sage, daß Gott in der zukünftigen Welt den Frommen von dem Fleische des Lewiathan ein Mahl bereiten wird (Baethgen, Komm. z. d. Ps. S. 230).

Die Einsicht in die Entstehung des Wunders vom Roten Meer bringt auch Licht in die Geschichte vom Jordanübergang. Die Quellen zur Erklärung sind hier nicht so reich. Möglicherweise hat man es Jos 3 in der Hauptsache mit einer Verdoppelung des Ex 14 15 Erzählten zu tun. Eine starke Beeinflussung von dorther hat jedenfalls stattgefunden. Schon die Vergleichung der Vokabeln beweist das (Dillmann). Fast haggadisch ist der Zusatz, der das Wunder in seiner vollen Größe erscheinen lassen soll (Dillmann), 3 15: „Der Jordan war aber überall über seine Ufer gestiegen, die ganze Erntezeit hindurch". Man kann hier sehen, wie die Freude an der Hilfe Gottes sich allmählich in die Freude am Staunen über das Wunder selbst verwandelt. Bemerkenswert ist auch, daß in der Erinnerung des Volkes die beiden Geschichten vom Roten Meer und vom Jordan meist zusammen auftreten: Ps 66 6 114 3 5 74 13—15. Eine späte Nachwirkung des Wunders vom Roten Meer findet sich in einer Wundererzählung IV Esr 13 44 46 47: „Denn der Höchste tat Wunder an ihnen und hielt die Quellen des Flusses an, bis sie hinüber waren (über den Euphrat). Jetzt aber, da sie abermals kommen sollen, wird der Höchste abermals die Quellen des Flusses anhalten, damit sie hinüber können." Es ist eine Tendenz der Wundergeschichten, die man oft beobachten kann, daß sie sich verdoppeln, vervielfältigen, verallgemeinern.

Ferner war es der Zug durch die Wüste, der mit seinen Gefahren, Leiden und wunderbaren Durchhilfen Gottes das Volk

immer wieder anzog und erbaute. Die Frömmigkeit sah mit Recht eine besondere Fügung Gottes z. B. darin, daß das Volk nicht durch Mangel an Nahrung und Kleidung und ganz besonders durch den so sehr gefürchteten Wassermangel in der Wüste untergegangen war. Auch diese gnädigen Fügungen Gottes, besonders aber die letzte, finden wir deshalb in der Poesie oft besungen. Man sah hier den erlebten Beweis einer Frömmigkeit, die sich Ps 23 und Ps 107 4—9 allgemein ausspricht. Der historische Bericht vom Quellenwunder findet sich zweimal, Ex 17 6 und Num 21 16ff. Er hat sich offenbar verdoppelt. Aber überall hat hier die Sage an Erlebtes und an echte Ueberlieferung angeknüpft. Das gilt vom Manna, von den Wachteln und von den wunderbaren Quellen; Dillmann gibt auf S. 177 seines Komm. z. Ex eine Gegenüberstellung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten des biblischen Mannas und des Mannas, wie es noch jetzt auf der Sinaihalbinsel vorkommt. Die dichterische Phantasie hat alle diese Ereignisse zu objektiven Wundern umgeschaffen; sie hat wenigstens den Anfang dazu gemacht. Leider freilich haben wir die älteste Poesie, welche den Anfang der Entwicklung aufweisen müßte, nicht mehr. Immerhin ist das alte Brunnenliedchen Num 16 16—18 ein deutlicher Fingerzeig, wie man sich die ältesten Ueberlieferungen zu denken hat, besonders wenn man die einleitenden Worte in Betracht zieht, die ihm der spätere Schriftsteller beigab.

„Und von dort nach Beer; das ist der Brunnen, den Jahwe meinte, als er Mose befahl: Versammle das Volk, damit ich ihnen Wasser gebe! Damals sangen die Israeliten folgendes Lied:

Quelle auf, o Brunnen! Singt zu ihm!
Brunnen, den Fürsten gruben,
den die Edelsten des Volkes aushöhlten
mit dem Scepter, mit ihren Stäben!"